

Populistische Pappkameraden

Der Kampf um die historisch-kulturelle Deutungsmacht ist mehr als ein akademisches Glasperlenspiel | Von Claudia C. Gatzka

Wenn Geschichte zum Argument wird, geht es immer um die Zukunft. Geschichtspolitik ist subtiler als Sozialpolitik oder Innenpolitik, doch sie ist, wenn man so will, ein Politikfeld wie jedes andere, nur allgegenwärtiger. Alle Abgeordneten und erst recht Kanzlerinnen und Staatsoberhäupter müssen sich auf ihm behaupten. Häufig betreten sie das Feld der Geschichtspolitik, ohne es zu bemerken. Im Rekurs auf die Vergangenheit wurzeln fast alle Argumente, die im politischen Diskurs vorgetragen werden.

Politikerinnen und Politiker wie Bürgerinnen und Bürger konstruieren ein Gestern, um das Heute zu vermessen und das Morgen zu entwerfen. Fast jede Forderung nach mehr Chancengerechtigkeit oder weniger Klimabelastung, besserer Debatte und größerer Eigenverantwortung impliziert den Vergleich mit der Vergangenheit. Politik ist so im Grunde Geschichtsschreibung, wenn man einen weiten, nicht auf die Fachdisziplin beschränkten Begriff von Geschichte anlegt. Denn Politik kann gar keine Visionen entwickeln und keine Entscheidungen treffen, ohne auf die Empirie der Vergangenheit zuzugreifen und sie entsprechend auszulegen, um das eigene Argument, die eigene Zielstellung zu stützen.

Politik ist vor allem auch unentwegte Traditionstiftung. Traditionen sind ja nichts, was die Geschichtswissenschaft in den Quellen auffinden könnten. Sie sind immer nur in der Gegenwart da, nämlich dann, wenn jemand sie beschwört – als Sprechakt, also als ein politisches Sprechen, mit dem man etwas ganz Bestimmtes bewirken will. Etwas zur Tradition zu erheben, ist immer Machtpolitik, sei es in der Mikrokommunikation – Redegepflogenheiten im Plenarsaal sind ein prominentes Beispiel – oder mit Blick auf die vermeintlichen Traditionen ganzer Gesellschaften. Wer Traditionen definiert, übernimmt die Regie, beansprucht, für das soziale Ganze zu sprechen, und legt fest, was die Regeln sind. Diese eher beiläufigen, alltäglichen Akte geschichtspolitischen Han-



Aufgehobene Vergangenheit: Wer berief sich heute noch auf Bismarck? 1900 stand sein Denkmal noch vor dem Reichstag.

delns sind mindestens so bedeutsam wie große Gedenkefeiern, Mahnmale und Erinnerungsorte. Denn mit alltäglicher Geschichtspolitik lässt sich zunächst unmerklich, aber dafür mittelfristig umso nachhaltiger gesellschaftliche Hegemonie, also kulturelle Deutungsmacht erringen – um an ein Konzept des italienischen Denkers Antonio Gramsci anzuknüpfen.

Genau auf diesem Feld sind seit einigen Jahren die populistischen Nationalisten in ganz Europa mit Verve unterwegs. Es geht um die Instrumentalisierung von Geschichte durch populistische Nationalistinnen und Nationalisten, um ihren Versuch, Vergangenheitsdeutungen zu generieren, um ihren Gesellschaftsentwurf zu legitimieren. Zugegebenermaßen trifft dies für jegliche Form der Geschichtspolitik zu, auch für die liberal-demokratische. Deshalb haben Historikerinnen und Historiker auch die Aufgabe, nicht nur politisch opportune Erzählungen zur Legitimation der Gegenwart zu liefern, sondern auch verzerrende geschichtspolitische Handlungen ins rechte Licht zu rücken.

Die Geschichtswissenschaft tut dies fachintern schon lange. Mittlerweile aber setzen rechtspopulistische Akteure in ihren Milieus und in sozialen Netzwerken

dazu an, der republikanischen Erinnerungskultur eigene Deutungen von Geschichte entgegenzusetzen.

Den populistischen Nationalisten in Europa ist gemein, dass sie den geschichtspolitischen Fokus von den Gewalt- und Diktaturerfahrungen ablenken, die andere Nationalisten vor ihnen zu verantworten hatten. Sie wenden sich damit vom Erinnerungspolitischen Konsens der liberalen Demokratien ab, insofern er sich antifaschistisch präsentiert. Das ist ein trivial erscheinender, aber strategisch bedeutsamer Punkt, der weitreichender ist als die Frage, inwiefern Rechtspopulistinnen und

Rechtspopulisten den Holocaust leugnen oder die NS-Diktatur verharmlosen.

Wesentlich ist, dass es ihnen darum geht, andere Aspekte in der Geschichte höher zu gewichten, um darauf ihre Zukunftsvisionen zu gründen. Der ominöse „Vogelschiss“ in 1000 Jahren deutscher Geschichte, Alexander Gaulands Charakterisierung der NS-Zeit, soll gar nicht primär die Gegner provozieren, sie erhebt den Anspruch, zu definieren, was deutsche Geschichte „eigentlich“ sei. Es ist das Glanzvolle, das Heroische, das die Riege des Rechtspopulismus wieder aus der Mottenkiste holt, um Identität und Nationalstolz zu generieren. Wie im 19. Jahrhundert versucht der Nationalismus auch heute, Traditionen eines über Jahrhunderte gewachsenen Deutschtums zu erfinden – ob kulturell oder ethnisch, heute vor allem „ethnopluralistisch“.

Wesentlich ist, dass sie mit einem Pappkameraden arbeiten: Liberal-demokratische Erzählungen würden die eigene Nation durch den Fokus auf Krieg und Verbrechen beständig abwerten – Stichwort „Schuld-kult“. Für eine republikanische Geschichtspolitik, die den Tag der deutschen Einheit als Nationalfeiertag begeht, ist der Vorwurf ziemlich haltlos. Die professionelle Geschichtswissenschaft hat erst recht in den

DR. CLAUDIA C. GATZKA

ist Historikerin an der Universität Freiburg und befasst sich mit der Geschichte der Demokratie, politischer Kommunikation und Partizipation. Gemeinsam mit Andreas Audretsch veröffentlichte sie im Juli das Buch „Schleichend an die Macht. Wie die Neue Rechte Geschichte instrumentalisiert, um Deutungshoheit über unsere Zukunft zu erlangen“ im J.H.W. Dietz Verlag.

AUF DEN ZWEITEN BLICK



INGE KLOEPFER

ist freie Journalistin. Sie schreibt u.a. für die Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung und veröffentlichte zahlreiche Bücher, darunter die Biographie Friede Springers, für die sie als Wirtschaftsjournalistin des Jahres ausgezeichnet wurde.

Vorher gesagt

Man nichts falsch machen. Wo möglich werden sie deshalb besonders gerne ausgesprochen. Von Christian Drosten zum Beispiel, dem omnipräsenten Spitzen-Virologen: „Weltweit geht es tatsächlich jetzt erst richtig los“, sagte er Mitte August, um jedes bisschen Hoffnung auf Entspannung im Keim zu ersticken. Die Weltgesundheitsorganisation WHO rechnet im Herbst mit wieder mehr Todesfällen in Europa. Und der nimmer müde Karl Lauterbach warnte zuletzt, Präsenzunterricht könnte zum „Superspreidingevent“ werden. Wie es indes genau kommt, weiß keiner von den dreien.

Ehrliche Menschen halten sich mit Prognosen daher zurück, die es nicht lassen können, bleiben bewusst vage. Was Drosten mit seiner Prognose genau meinte, sagte er nicht: Keine Zahl, kein Szenario, keine Länder, lieber gleich die ganze Welt. Klar, derzeit gehen die Zahlen hoch. Im Moment könnte man ihm Recht geben. Doch das „Jetzt“ hatte er vor zwei Monaten ausgesprochen. Richtig lag er also nicht. Und Lauterbachs „Könnte“ hilft auch nicht wirklich weiter.

Was also nützen uns solche Vorhersagen?

Gar nichts. Nicht umsonst haben sich Menschen über Prognosen seit jeher mokiert. Winston Churchill etwa meinte, ein Experte sei ein Mann, der hinterher genau sagen könne, warum seine Prognose nicht gestimmt habe. Bekanntester noch ist ein Zitat Mark Twains: „Prognosen sind eine schwierige Sache. Vor allem, wenn sie die Zukunft betreffen.“

Ehrlicher ist da schon ein gewisser Professor Dirk Brockmann von der HU in Berlin: Wie sich eine Epidemie in der Bevölkerung ausbreite, sei mathematisch leicht zu beschreiben. Doch auch Informationen breiteten sich aus, Menschen änderten daraufhin ihr Verhalten und das wiederum den Verlauf der Ausbreitung. Genau prognostizieren kann man eigentlich gar nichts.

Vielleicht wählen deshalb jene, die sich gleichwohl so gern zitieren lassen, zum Inhalt ihrer Vorhersagen stets ein Negativszenario. Das hat nämlich Vorteile: Bleibt das befürchtete Szenario aus, wird sich kaum jemand an ihre Warnungen erinnern. Tritt indes ein, was vorhergesagt wurde, bekommen sie Recht. Weniger also kann man nicht falsch machen. Ganz wie Bill Gates, der schon 2015 vor einer Pandemie gewarnt hat. Das allerdings derart vage, dass man mit dieser Warnung nicht viel anfangen konnte. Er hat weder gesagt, wann sie kommt, noch, was zu erwarten ist, geschweige denn, wie sich die Welt hätte vorbereiten können. Jetzt aber hat er Recht und gilt seither als Prognose-Guru. Corona hatte er natürlich nicht vorhergesehen. Hätte sich das Virus nicht zu einer Pandemie entwickelt, hätte sich wohl kaum jemand seines Ausspruchs je erinnert.

Wirksamer als Rache

Die Organisation *Save the children* wird 100 Jahre alt und wird leider immer noch gebraucht | Von Peter Zehner

Wenn Erwachsene sich wie Kinder benehmen, sind die Kinder die ersten Opfer. In diesen hässlichen Zeiten tut es wohl, daran zu erinnern, dass die Welt auch ein besserer Ort sein könnte, dass der Mensch nicht des Menschen Wolf sein muss, sondern ein barmherziger Samariter sein kann, dass Hass nur Hass erzeugt, Gewalt nur Gewalt, dass Menschen nicht nur zu Egoismus fähig sind, sondern zu Altruismus und Vergebung wirksamer sein kann als Rache, kurz: dass Menschen über dogmatische und kleingeistige Gruppeninteressen hinwegsehen und allesamt Brüder und Schwestern sein können. Menschen können sogar lernen, ihre Feinde zu lieben.

Ein solcher Mensch war Eglantyne Jebb. Im April 1919, der Krieg war gerade zu Ende, sah sie das Bild eines verhungerten österreichischen Mädchens: Der Kopf sitzt mit fragendem Blick auf einem dünnen Körper, die Zweijährige wiegt kaum fünf Kilogramm. Als Ursache sah sie die Lebensmittelblockade Großbritanniens. Das Bild wurde Teil eines Flugblatts, darunter der Satz: „Unsere Blockade ist für den Hungertod von Millionen Kindern verant-

wortlich.“ Dafür verurteilte ein Richter sie wegen verbotener Propaganda zu einer Geldstrafe.

Am 19. Mai 1919 luden sie und ihre Schwester Dorothy Buxton zu einem „Anti-Hungersnot-Rat“ in die Royal Albert Hall nach London ein. Sie sammelte nun Geld für hungernde Kinder in Österreich und Deutschland, den Ländern, welche die Briten gerade unter großen Opfern niedergedrungen hatten. Ein Affront für viele Briten, sie nannten die beiden „Verräter-Schwester“. Jebb aber sagte: „Es ist für uns als Menschen ausgeschlossen, dass wir zusehen, wie Kinder sich zu Tode hungern, ohne uns zu bemühen, ihnen zu helfen.“ Sie wolle so vielen wie möglich helfen, „aus welchem Land sie auch stammen und ganz gleich, welcher Religion sie angehören“.

Aus Jebbs Engagement ist die Hilfsorganisation *Save the Children* entstanden. Sie feiert sich selbst zum 100. Geburtstag mit einem Buch: „Ich lebe. Wie Kinder Krieg überstehen. Ein Jahrhundertportrait“, das Ende November erscheint. Es lohnt sich, die zum Teil erschütternden und gleichzeitig ermutigenden Lebensgeschichten zu lesen.

„Jedes Kind sollte die Möglichkeit haben, seine Träume zu verwirklichen und seine Talente in einer friedlichen Welt zu entfalten“, schiebt Susanna Krüger, Vorstandsvorsitzende von *Save the Children Deutschland*. Sie beklagt die Kinder, die heute keine unbeschwerter Kindheit erleben, weil sie in einem Krieg oder in Krisen- und Konfliktregionen leben, und nennt eine verstörende, erschütternde Zahl: 415 Millionen.

Elf Menschen mit einem derartigen Kindheitsschicksal lernen wir im Buch kennen, kommentiert jeweils von einem prominenten Förderer der Organisation: Die Geigerin Anne-Sophie Mutter, die Literaturnobelpreisträgerin Wole Soyinka und der deutsche TV-Anchorman Ingo Zamperoni äußern sich feinfühlig über die Protagonisten, auch EU-Kommissarin Margrethe Vestager und der

ehemalige UN-Generalsekretär Ban Ki-moon. Elf Lebensgeschichten aus zehn Jahrzehnten, das elfte Kind ist ein Baby, Rajiya, und soll für die jüngste Gegenwart stehen und für die nahe, hoffentlich friedlichere Zukunft.

Da ist eine syrische Familie mit neun zum Teil traumatisierten Kindern in einem Camp im Libanon, wo mehr als eine Million Menschen leben, die vor dem Assad-Regime oder den Islamisten geflüchtet sind – oder vor beidem. Ein Mädchen der Familie antwortet auf die Frage, was sie sich wünsche: „Magie.“ Weil man damit bekommen könne, was man will. Und wie würde sie dieses mächtige Instrument einsetzen? „Eine Katze in eine Maus verwandeln.“

Da sind Bilder und Geschichten von Kindern, deren Gesichter „eine Mordorgie der abscheulichsten Art“ spiegeln, jene in Ruanda in den 1990er-Jahren – Kinder ohne Eltern, die durch das zentralafrikanische Land irrten und bis heute, nun erwachsen, nicht wissen, ob ihre Eltern noch leben.

Zu lesen ist vom Krieg um die Autonomie der nigerianischen Region Biafra, wo es viel Öl gab, aber wegen einer Hungerblockade bald wenig zu essen und viele Kinder mit aufgeblähten Bäuchen und leerem Blick.

PETER ZEHNER

arbeitet zu politischen und historischen Themen als freier Journalist in Berlin.

Berichtet wird von einem Mädchen, das als 12-Jährige vom Regime der Roten Khmer in Kambodscha zur Soldatin ausgebildet wurde. Später, im Exil in Kanada, kriecht sie schutzsuchend unters Bett, sobald sie ein Feuerwerk hört.

Da ist viel zu lernen für eine bessere Welt. Ein deutscher, offenbar sehr weiser Greis, älter als hundert Jahre, der als Siebenjähriger von *Save the Children* gepöppelt wurde, blickt, wenn er auf seinem Balkon in der siebten Etage seines Wohnheims steht, auf ein Containerdorf. Als dort Flüchtlinge einziehen sollten, gab es skeptische Stimmen in der Nachbarschaft. Er sagte dann: „Lasst die doch erst einmal kommen. Lasst uns abwarten, wie es geht. Erst einmal sind es Menschen in Not.“ Dann sinnt er eine Weile nach, bevor er sagt: „Ich finde, Menschen in Deutschland könnten ruhiger und zufriedener leben.“

DER HAUPTSTADTBRIEF

Der Hauptstadtbrief - Bester Journalismus samstags und sonntags in Ihrem Postfach. Jetzt bestellen auf: www.derhauptstadtbrief.de/newsletter